

Das Dunkle ist mehr als die Abwesenheit von Licht: zum Eigensinn des Anormalen

The Dark is more than the Absence of Light: On the Obstinance of the Abnormal

Natascha Adamowsky

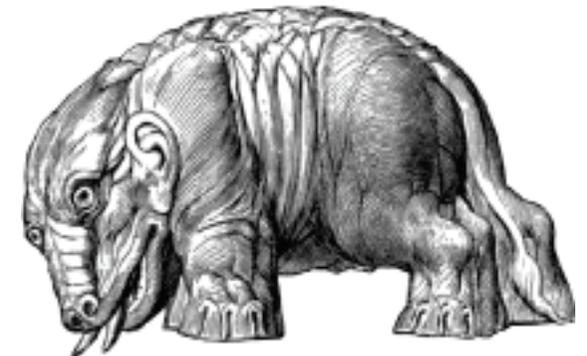
Abstract:

This article deals with theoretical concepts that focus on the aesthetic and medial obstinance of abnormal objects and phenomena and search for descriptions of a more complex and sophisticated relation between “the order and its Other” beyond traditional binary thought patterns. Starting point is the observation of the cultural diversity of aesthetic appearances, semantics and media processes concerning anomalies. This diversity gives reason to believe that the abnormal can not only be described as a result of normalizing power that has left its indelible mark on modernity. Moreover, there is the unsuspected cultural endeavour to measure, catch, communicate or exceed experiences of abnormality and thereby to satisfy human boundaries aesthetically. Against the backdrop of these observations, the article assumes that through this endeavour obstinance articulates itself, presenting abnormality as an independent historical as well as epistemological potential taking shape aesthetically and medially in different ways. The idea is that the abnormal as the zone of the other maintains a very special relationship with the media as well as with the aesthetic order.

Natascha Adamowsky is professor for media culture (Medienkulturwissenschaft) at Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Her research focusses on the aesthetics of media and epistemic culture, on practice as research and theory as practice as well as on the history of media. Email: nadamowsky@misc.uni-freiburg.de.

Keywords:

dt.: Anormalität, Normalismus, Ästhetik und Medialität des Anormalen,
engl.: anormality, normalism, aesthetics, mediality of the abnormal



Die Entwicklung des Begriffspaares Normalität – Anormalität besitzt für die Moderne eine besondere Relevanz. Seit 1800 ist ein verstärktes Bemühen in den Wissenschaften und Künsten zu bemerken, anormale Phänomene und Objekte zu konzeptualisieren. Zwar sind ‚Normen‘ im Sinne von Bemühungen, das rechte Maß zu finden, Regeln des guten Verhaltens festzulegen und soziale, kulturelle, geographische wie ästhetische Grenzen zwischen dem Eigenen und dem Andersartigen zu definieren, ein fester Bestandteil der Kulturgeschichte. Ebenso scheinen Ausnahmen und Abweichungen davon, Barbaren, Wunder, Monster, Grenzverletzer, Katastrophen wie apokalyptische Erfahrungen, eine kulturhistoriographische Invariante der abendländischen Welterfahrung zu sein. [1] Die intensiven epistemologischen und empirischen Anstrengungen der letzten 200 Jahre jedoch, das Anormale primär in der Ordnung der Norm zu denken, sind ein Paradigma der Moderne.

Die wissenschaftliche Diskussion hat sich bislang auf die Geschichte der Normalität konzentriert und Novum und Dynamik der Moderne als Normalisierungsdispositive gefasst (Canguilhem 1974; Foucault 1961, 1975; Ewald 1986; Lepenies 1976; Hacking 1975, 1990; Link 1996, Sohn/Mertens 1999; Rolf 1999). Eine verbreitete historische Lesart sieht einen ‚monokausal‘ angelegten Produktionszusammenhang am Werk: Entweder produziert das Normale als Ausgangspunkt Anormalitätszonen, oder das Anormale ist Ausgangspunkt für die Entwicklung von Normalitätsvorstellungen. In beiden Fällen schrumpft das Anormale auf den Status eines Epiphänomens, das die Norm als seine Voraussetzung braucht, um sich von ihr zu unterscheiden, bzw. als sein Ziel, an dem es rückwirkend gemessen wird. Abweichung wird so zu einem rein diskursiven Effekt der Normalisierungsmacht und kann nur in den Parametern der Norm, des Mittelwertes und von standardisierten Ordnungsverfahren bzw. als deren Negation beschrieben werden. Solcherart eingemeindet sind klassische Themen von Anormalität wie beispielsweise Geisteskrankheit, Monstrosität, Okkultismus, Wundererscheinungen oder Suizid nur in der Dichotomie von Norm und Devianz verhandelbar, während die verschiedenen ästhetisch-medialen Prozesse der Emergenz des Neuen, Ungewöhnlichen und Andersartigen in Wissenschaft und den Künsten abgeschattet bleiben.

Der binären ‚Freund-Feind‘-Unterscheidung zwischen der ‚guten‘ Normalität und dem problematischen Anormalen steht eine kulturelle Vielfalt von ästhetischen Erscheinungsweisen, Semantiken und medialen Verfahren von Anomalien gegenüber, die Anlass zu der Annahme geben, dass das Anormale nur unzureichend in der diskursiven Schließung von Normalität und Anormalität beschrieben werden kann. Die Moderne ist reich an Narrativen der Unsicherheit und des Unbe-

[1] Vgl. zum Begriff historischer Invarianten Veyne 1990.

greiflichen, Szenarien der Unkontrollierbarkeit und des Unzuverlässigen, Gesten der Überschreitung, Bildern des Ungleichen und Unzugehörigen, Semantiken des Monströsen, Kinästhesien des Metamorphotischen und Nicht-Feststellbaren, Einfällen des Singulären, Nicht-Klassifizierbaren, -Reproduzierbaren, -Objektivierbaren u.s.f. Zweifellos können diese Figuren des Anderen erst in der Operation des Begriffspaars normal/anormal aufscheinen, doch tun sie dies *außerhalb* der Dichotomie von Ordnung und Nicht-Ordnung. Anormales schließlich ist zunächst ja durch nicht viel mehr bestimmt, als dass es eben anders als das schon bekannte Normale ist. Als Widerspenstigkeit gegen routinierte Vermittlung und alltagsübliche Erwartungen zeigt es einen gewissen Eigensinn, ein Moment der Formung von Andersartigem, das in seiner Abweichung nicht vollständig vom Normalen bestimmt sein kann. Solange man jedoch in einer geschlossenen Denkfigur von Normalität und Anormalität verharret, müssen alle Erfahrungen von Abweichung als ‚schlechte‘ Anormalität unverstanden bleiben, bis sie vom dialektischen Fortschritt normalisiert worden sind. Man inthronisiert damit eine letztendlich repressive Denkfigur, die allmächtige Normalisierungsmacht, der Nichts und Niemand entgehen kann und die dazu verleitet, von der historisch gewordenen, materiellen Welt abzusehen. In den Kulturwissenschaften richtet sich daher seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit wieder auf die Dinge selbst, auf die „Fülle und Schwere jener wirklichen Welt“ und die Eigenlogik und Widerständigkeit ihrer Gegenstände (Harrasser, Lethen, Timm 2009a, S. 8). Die folgenden Ausführungen gehen dementsprechend von einem ästhetisch-medialen Eigensinn anormaler Objekte und Phänomene aus und interessieren sich für Beschreibungen, die ein komplexeres und differenzierteres Verhältnis zwischen „der Ordnung und ihrem Anderen“ jenseits binärer Denkmuster aufzeigen. Insbesondere das unausgesetzte, für die Moderne so typische Bemühen, Erfahrungen von Anormalität zu vermessen, einzuholen, mitzuteilen, zu übertreffen und dabei menschliche Grenzlagen ästhetisch auszufüllen, motiviert die Annahme, dass sich in diesem Bemühen Qualitäten artikulieren, die Anormalität als ein eigenständiges historisches wie epistemologisches Potential ausweisen und sich auf höchst unterschiedliche Weise ästhetisch-medial vermitteln. Die Theorien des Normalen sollen daraufhin noch einmal befragt werden.

Normalität und Anormalität, Normalismus und die Fabrikation des Anormalen

Die Bedeutung des Normalen und das Funktionieren von Normalität bzw. Normalisierungsprozessen sind in den vergangenen Jahrzehnten vielschichtig und intensiv bearbeitet worden. Die damit einhergehenden Herrschafts- und Unterdrückungszusammenhänge, Repression, Devianz und Stigmatisierung wurden detailreich analysiert und die despotischen Seiten von Kultur anhand der normalistischen Kerndiskurse Sexualität, Kriminalität, Wahnsinn und Selbstmord beleuchtet. Vor diesem Hintergrund scheint es zunächst zynisch, das Nicht-Normale mit ästhetischer Produktivität, Innovation bzw. der Emergenz von etwas Neuem zu assoziieren. Die Fokussierung auf negative Konnotationen ist jedoch nicht in der Logik des Begriffspaares selbst angelegt. Vielmehr ist dem Normalitätsbegriff eine besondere Ambivalenz eingeschrieben, die Frage nämlich, ob die Norm eine Tatsache oder einen Wert bezeichnet, ob sie wiedergibt, was gewöhnlich ist, oder verfügt, was sein soll. Dieser Gegensatz von deskriptiven Regeln, denen eine Sache oder ein Verhalten unterliegt, und präskriptiven Vorgaben, an die man sich hält, wird gewöhnlich als Opposition von Normalität und Normativität formuliert. Je nachdem, wofür man sich entscheidet, gerät das Anormale zum Ungewöhnlichen, Seltenen, oder aber es kennzeichnet den Alltag, dem die ideale Norm als Fiktion gegenübersteht.

Die Wirkung vernetzter Normalitätsdispositive auf die Kultur der Moderne ist seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zu einem Leitthema der Humanwissenschaften geworden. In der historischen Aufarbeitung der Verhältnisse von normalen und anormalen Zonen spielt dabei die Theorie des „Normalismus“ (Jürgen Link) eine besondere Rolle. Gemeint ist eine historisch-spezifische Diskursformation, die sich mit der Industrialisierung herausgebildet und im 19. und 20. Jahrhundert etabliert hat. Sie wurde im Wesentlichen von zwei unverbundenen Komplexen bestimmt: ökonomisch-technische Dispositive, die sich im 18. Jahrhundert als Vorstellungen einer Masse genormter Produkte entfalteten, sowie naturwissenschaftliche Diskurse, insbesondere Meteorologie, Naturgeschichte und Medizin, die verschiedene Grundvorstellungen vom Normalen etablierten.

Im Fall der industrialistischen Normalitätsdispositive bezieht sich das Normale auf ‚die Norm‘. [2] ‚Norm‘ und ‚normal‘ sind bezogen auf Fragen industrieller Serienfertigung und Eichung, aber auch auf die technische Herstellung von Durchschnittlichkeit in Massen. Zu einem modernen Be-

[2] Zu Geschichte und Wirkung von Norm/Normierung bzw. Standardisierungsprozessen in der Moderne s. Berz 2002.

griff bzw. zu einem festen Bestandteil der Umgangssprache wurde ‚normal‘ vor allem über die Terminologien der Institutionen des Erziehungs- und des Gesundheitswesens. Mit ‚normal‘ wurde im 19. Jahrhundert sowohl der Prototyp der Schule wie der organische Gesundheitszustand bezeichnet. In diesem Zusammenhang ist eine deutlich spürbare Dynamisierung im Verständnis des Normalen zu beobachten mit dem Ergebnis, dass Normalität zunehmend als Resultat von Prozeduren der Normierung und Normalisierung begriffen wurde. Diese therapierenden, erzieherischen und disziplinierenden Prozeduren verschränkten sich zunehmend mit dem ökonomischen und technischen Rationalisierungsprozess und schlossen sich mit den normierenden Maßnahmen im industriellen Maschinensystem zu einem großen Programm gesellschaftlicher und politischer Normalisierung zusammen: „die Durchsetzung grammatischer Normen, die Normen für die Industrie (Normalmeter, Normalspur, Normalarbeitstag) und für das Gesundheitswesen (Sanitätsnormativ, Normalgewicht), für die Erziehung (Normalschulen) bis zu den morphologischen Normen für Menschen und Pferde in der Armee“ (Ritter 1984, 927).

Ein zentraler Wendepunkt in der Diskursgeschichte des Normalen war die Rezeption der Schriften von François-Joseph-Victor Broussais (1772-1838). In seiner Schrift *De l'irritation et de la folie* (Broussais 1828) vertrat Broussais die These von einer substanziellen Identität und bloß quantitativen Differenz von Gesundheit und Krankheit. Gesundheit und Krankheit stellten demnach nicht zwei gänzlich unterschiedliche Zustände dar, sondern bezeichneten lediglich eine quantitative Differenz der Intensität. Zwar findet sich bereits in der romantischen Medizin die These, dass sich Gesundheit und Krankheit nur durch einen verminderten oder vermehrten Lebensreiz voneinander unterscheiden [3], doch liegt die Bedeutung Broussais' für die moderne Normalismusforschung vor allem darin, dass sein Modell zu einer Art Schlagwort wurde, zum ‚Prinzip Broussais‘, das über die Medizin hinaus in den Gesellschaftswissenschaften an Relevanz gewann.

Als äußerst bedeutsam sollte sich auch der Umstand erweisen, dass das ‚Prinzip Broussais‘ binnen kurzem eine enge Allianz mit der Vorstellung temporaler Verlaufskurven einging, was rasch zu einer Symbiose zwischen Normalismus und Kurvendispositiv führte. Der Kurvenverlauf, der aus einer normalen Zone mittlerer Spannung und zwei ‚pathologischen‘ (nicht normalen) Anschlusszonen der Über- und der Unterspannung besteht, wurde dabei schon früh mit einem der wichtigsten normalistischen Steuerungsdispositive identifiziert, der 1795 von Gauß entdeckten symmetrischen, glockenähnlichen Verteilungskurve. Die Kategorien von Normalität und Anormalität wurden dabei aus

[3] Wie Britta Herrmann in ihrer Forschungsarbeit zur *Archäologie des (Post-)Humanen* (2007) ausführt, waren es vor allem John Brown und dessen deutsche Popularisatoren Andreas Röschlaub und Johann Christian Reil, die Ende des 18. Jahrhunderts die - damals bereits als bahnbrechend empfundene - These vertraten, dass Gesundheit und Krankheit lediglich Resultate eines verminderten oder vermehrten Lebens-Reizes (oder einer Lebenskraft) darstellen, also nicht qualitativ voneinander getrennt sind. Auch medizinhistorische Studien weisen darauf hin, dass diese Konzeptualisierung von Krankheit und Gesundheit in der romantischen Medizin wiederholt betont wurde. Vgl. auch Tsouyopoulos 1982.

dem medizinischen Spezialdiskurs herausgelöst und auf die Gesellschaft als Ganzes übertragen. Vor allem die Arbeiten von Adolphe Quételet (1796-1874), Auguste Comte (1798-1857), Claude Bernard (1813-1878) und Francis Galton (1822-1911), später auch Émile Durkheim (1858-1917), waren für die Herausbildung eines allgemeinen homöostatischen Normalitäts-Dispositivs entscheidend.

Konfliktlinien

Bekanntlich hat sich Michel Foucault (1926-1984) im Rahmen seiner Theorie der Machtpraktiken und Archäologie der Diskurs- und Wissensformen intensiv mit den Bedingungen und historischen Formen der Normalisierungsmacht befasst. *Eine* Pointe seiner Analysen besteht darin, dass sowohl das Normale als auch die Norm über gesellschaftliche und politische Praktiken produziert werden. Indem die administrativen Formen des ‚Regierens‘ an der gegebenen gesellschaftlichen Realität ansetzen (Geburtenrate, statistische Verteilung von Krankheiten, sozioökonomische Daten usw.), reproduzieren sie das Normale als Norm und versehen diese mit einer Wirkungsmächtigkeit, die nicht auf ihren argumentativ rekonstruierbaren Vernunftgehalt zurückgeht. Die Norm ist etwas, das durch Erfahrungswissen über das Normale bestimmte Dispositive des Regierens abstützt oder legitimiert. Das Anormale oder auch die Anormalen sind diejenigen Bestandteile, die aus diesem gesellschaftlichen Normalisierungs- und Normsetzungsprozess herausfallen. Im Anormalen sieht Foucault denjenigen Anteil des anthropologischen Spektrums, den der Prozess der Normalisierung als nicht kompatibel hinter sich gelassen hat. Daher geht es ihm um die Frage nach der ‚anderen‘ Norm bzw. um die Rekonstruktion derjenigen Blickverengungen, die der Prozess der Normalisierung in der Moderne verursacht hat.

Für Georges Canguilhem, dessen Studie über *Das Normale und das Pathologische* (Canguilhem 1974) auf der These beruht, dass weder das Normale noch das Pathologische wissenschaftliche Tatsachen sind, gibt es einen Kern des Normativen im Begriffsfeld des Normalen. Er geht von einer ‚Normativität des Lebens‘ (ebd., 89) aus und widerspricht damit Auffassungen, die aufgrund einer ‚normalen‘ statistischen Häufigkeit von Krankheiten auch das Pathologische für normal erklären bzw. von einer substanziellen Identität und bloß quantitativen Differenz von Gesundheit und Krankheit ausgehen (wie eben als ‚Prinzip von Broussais‘ formuliert).

Dagegen setzt Canguilhem einen Begriff von Leben als „normative Aktivität“ (ebd., 82). Denn

„wenn ein Lebewesen auf eine Verletzung, auf Befall durch Parasiten oder auf eine Funktionsstörung mit Krankheit reagiert, so zeugt dies nur von dem grundsätzlicheren Tatbestand, dass das Leben den Bedingungen, unter denen es möglich ist, nicht indifferent bleibt, dass es vielmehr eine Polarität und damit eine unbewusste Wertsetzung enthält [...]“.

Der „Kampf des Lebens gegen die zahllosen ihm drohenden Gefahren“ ist ein „vitales Bedürfnis“ (ebd., 82). Es ist somit das „Leben selbst und nicht erst das medizinische Urteil“, das „aus dem biologisch Normalen einen Wertbegriff [macht], der mehr als eine bloß statistische Wirklichkeit bezeichnet“ (ebd., 85).

Neben dieser pathologischen Anomalie der Krankheit gibt es bei Canguilhem noch die evolutiven Anomalien als Ausdruck der Reproduktions- und Wandlungsfähigkeit des Lebens.

„Es gibt kein Normales oder Pathologisches an sich. Auch Anomalie oder Mutation sind nicht per se pathologisch. Sie zeugen vielmehr von möglichen anderen Lebensnormen. Sind diese [...] minderwertiger als die früheren artspezifischen Normen, so gelten sie als pathologisch. Falls sie sich indessen unter gleichen Umweltbedingungen als gleichwertig bzw. unter anderen Bedingungen als höherwertig erweisen, werden sie als normal bezeichnet. Ihre Normalität rührt her von ihrer Normativität. Das Pathologische ist keineswegs das Fehlen jeglicher biologischen Norm, es ist vielmehr eine andere Norm, die gegenüber allen anderen vom Leben abgewehrt wird“ (ebd., 96)

Im Anschluss an Canguilhem betont Henning Ritter die Vorzüge einer solchen vom Biologischen ausgehenden Analyse des Normalen und Pathologischen. Einerseits werde mit der Betonung der Relativität des jeweils Normalen der normative Charakter der Bestimmung des Normalen letztlich nicht preisgegeben, andererseits erlaube eine solche Analyse eine Applikation sowohl auf die speziellen anthropologischen Disziplinen wie auf den alltäglichen Streit um das Normale. „Die anthropologische Verteidigung der Normalität (N.) ist zugleich ein Plädoyer für einen N.-Pluralismus und die zugehörige Toleranz gegen neue und alte Formen des Normalen“ (Ritter 1984, 922). Zudem erlaube dieser allgemeine Befund „eine Geschichte der Auffassungen des Normalen in unterschiedlichen Lebenssphären, vor allem eine (noch nicht versuchte) *Geschichte der Stellungen zum Normalen*, sowie spezielle Geschichten der *einschlägigen Terminologien*“ (ebd.).

Von besonderer Bedeutung ist, dass sich nach Canguilhem und Ritter das Normale durch eine „Zweideutigkeit von Deskriptivem und Normativem“ auszeichne (ebd., 921). „Begriffe und Gegenbegriffe des Normalen lassen sich allgemein normativ oder deskriptiv interpretieren, wobei in letzter Instanz eine normative Entscheidung unumgänglich ist“ (ebd.). Jürgen Link zufolge ist damit „der springende Punkt des Normalismus verkannt, der in der prinzipiellen Abkopplung von jeder dem Handeln präexistente Normativität im Bereich von Kultur und Gesellschaft besteht“ (Link 2002, 539). Während allen menschlichen Kulturen und Gesellschaften Normen und Formen von Normativität eigen seien, bezeichne Normalität eine historisch-spezifische Errungenschaft moderner Gesellschaften, mit denen diese auf die Herausforderungen einer tendenziell chaotischen Dynamik der Moderne reagierten. Normalität sei immer „wesentlich und konstitutiv postexistent“ (ebd.). Dementsprechend kritisiert Link Canguilhems Arbeiten. Dieser gehe von einer überzeitlichen Realität des Normalen aus und suche ein normalistisches Konzept von Krankheit und Gesundheit zu widerlegen, das zwischen beiden Zuständen keine qualitative Differenz sieht. Canguilhems „teils paradoxe, teils auch offen widersprüchliche Norm- und Normalitäts-Konzepte“ (Link 1997, 131) implizierten „jene Ideologie der Humanwissenschaften von der schöpferischen ‚Tiefe des Lebens‘, die Foucault als Denken mittels der ‚empirisch-transzendentalen Dublette‘ gekennzeichnet hat“ und bereiteten „den Anschluß an die Goldsteinsche These von der ‚individuellen Normalität‘ vor, durch die jeder Normalitäts-Begriff ad absurdum geführt“ werde (ebd., 127).

Cornelius Borck, Volker Hess und Henning Schmidgen haben unlängst darauf hingewiesen, dass mit der Verortung von Canguilhems Werk im „Normalitäts-Archipel“ die wesentlichen Pointen der Auseinandersetzung an Link vorbeigegangen seien (Borck, Hess, Schmidgen 2005a, 35). Ihnen zufolge stehe das Werk Canguilhems quer zu den verallgemeinerten Normalisierungstheorien und führe letztlich zum Ausstieg aus einer „Großgeschichte der Normen und der Normalität“ (ebd., 36). Zum einen führe die „Annahme einer den Lebewesen inhärenten Normativität zu einer Geschichtsschreibung, in der das Pathologische nicht nur als gleichberechtigt neben das Normale tritt, sondern diesem gegenüber auch den historischen und epistemologischen Vorrang“ erhalte (ebd.). Zum anderen sei es Canguilhem nie um eine Beschreibung der Normalisierungsgesellschaft und ihrer anonymen Disziplinierungsprozesse gegangen, sondern seine historisch-kritische Arbeit habe jenen Normativitäten gegolten, „die den sozialen, technischen und wissenschaftlichen Normalisierung-

maßnahmen immer wieder entgegenstanden (und entgegenstehen) und dadurch historische Entwicklungen erst ermöglichen“ (ebd.).

In der kritischen Auseinandersetzung mit den Theorien des Normalen und seines Anderen dominieren also zwei Aspekte: zum einen die Debatte um das Verhältnis von Normalität und Normativität, zum anderen die Frage nach einer qualitativen oder bloß quantitativen Differenz zwischen Normalem und Anormalem. Zudem lassen Begegnungen im ‚dichten Gewebe von Kultur‘ es zweifelhaft erscheinen, dass binäre Abweichungsbegriffe oder Beschreibungen, die von einer Logik der Negation ausgehen, prädestiniert sind, die ungeheure Bandbreite in den Blick zu bekommen, mit der sich Anormalitätserfahrungen in psychopathologische, kriminalistische, statistische, revolutionäre, monströse, epistemologische, geniale, experimentelle, künstlerische Repräsentationen auf-fächern. Ein Kernproblem normalistischer Theorie scheint dabei die Gefahr einer Verengung der theoretischen Perspektive auf einen Funktionszusammenhang zu sein. Wenn jede Abweichung *als* Abweichung von der Normalisierungsmacht erst produziert und dann renormalisiert wird, kann das Verhältnis von Normalisierungsmacht und Anormalität nur noch zum Instrument einer Schließung werden. [4] Birgit Griesecke spricht in diesem Zusammenhang von einem diskursiven Essentialismus, der möglicherweise die Schwelle zu einer „pathologischen Form des Theoretischen“ bereits überschritten habe. [5] Ähnlich vermutet Bernhard Waldenfels, dass bereits die Differenz zwischen dem Normalen und dem Anormalen, Pathologischen, Abweichenden ein Produkt bestimmter Vorannahmen zum Normalitätsdiskurs sei (Waldenfels 1998, 15). In seinen *Studien zur Phänomenologie des Fremden* (1998) beschreibt er die Normalisierung als eine besondere Bewältigungs- und Beruhigungsstrategie im Umgang mit dem Fremden und formuliert deren Grenzen:

„Würde das Normalisierte schlechthin produziert, fabriziert oder konstruiert, so gäbe es niemanden, der *sich* normalisiert und sich insofern niemals völlig normalisiert. [...] Die Normalisierung wäre dann ein Geschehen, das sich nur von außen und hinterdrein erfassen ließe, und dies ad infinitum; denn die Rekonstruktion der Normalität müsste konsequenterweise wieder als eine Art von Normalisierung gedacht werden“ (ebd., 13)

In Gestalt des Fremden, so Waldenfels, sei der Normalisierungsmacht zudem eine klare Grenze gesetzt. Das Fremde sei weder zu integrieren noch zu steuern, noch zu eliminieren; es sei weder an-schluss- noch modellfähig, mit ihm könne man weder rechnen, noch darauf bauen. „Diese Unruhe

[4] Birgit Griesecke beschreibt ein solches Ausschlussverfahren am Beispiel der Entstehung der Anästhesie und analysiert, wie es dabei zur Tilgung der Dimensionen des Nicht-Normalen kommt (2005, 100).

[5] Diese Frage formuliert Griesecke im Anschluss an Can-guilhem (Griesecke 2005, 101).

betrifft das, was sich in allem Verstehen nicht von selbst versteht. Sie ist der Sand im Getriebe, der einen allzu glatten Ablauf verhindert“ (ebd., 17). Vor diesem Hintergrund scheint es lohnend, nach den „Beschränkungen einer Normalisierungswissenschaft“ zu fragen und einen Blick zu entwickeln für die Kontingenzen des Normalisierungsgeschehens (Waldenfels 1998, 106). Wie müssten wissenschaftliche Beschreibungsmodelle beschaffen sein, so könnte man im Anschluss an Waldenfels fragen, um die pathogenen Verkürzungen und Verstellungen eines bipolar orientierten Sprachgebrauchs normal/anormal, gesund/krank, Freund/Feind unterlaufen zu können?

[6] Vgl. dazu auch Émile Durkheims Konzept der zwei Normalitäten, s. dazu auch Link 1996, 260.

Das ‚normale‘ Anormale und das diskontinuierliche Anormale

Mit der Begriffsopposition normal-anormal ist meist eine normalistische Lesart verbunden, die Abweichung und Zufälligkeit dem ‚normalen‘ Koordinatensystem moderner Kulturentwicklung zuordnet. Dabei wird jede Spezifik anormaler Erscheinung durch die Prämisse eingeebnet, dass es ‚normal‘ sei, dass es Anormales gebe. [6] Eine klassische Visualisierung dieser Form ‚normaler Anormalität‘ sind die Auslaufzonen einer Gauß-Kurve. Es handelt sich hier um eine normale statistische Verteilung mit einigen Spitzenwerten. Normalitäts- und Anormalitätszonen sind auf *einer* Skala verbunden und repräsentieren so die Idee eines Kontinuums zwischen beiden Bereichen, was das Anormale als ein im Prinzip normalisierbares Ereignis erscheinen lässt. Zwar ist die in dieser Abbildung nahegelegte Vorstellung einer prinzipiellen Normalisierbarkeit von den tatsächlich praktizierten Re-Normalisierungstechniken und ihren Erfolgsaussichten zu trennen, dennoch verbleibt das Anormale in der Darstellungslogik eines Noch-nicht-Normalisierten bzw. Nicht-mehr-Normalisierbaren.

Neben diesem ‚normalen Anormalen‘ gibt es allerdings noch eine weitere Vorstellung von Anormalität. Sie betrifft Erscheinungen, die sich gegenüber einem statistischen Mittelwert-Normalen durch Diskontinuität, Singularität und Heterogenität auszeichnen und sich weder in einer Gauß-Kurve lokalisieren noch an entsprechende dynamische Normalisierungsverfahren anschließen lassen. Diese zweite Form der Anomalie korrespondiert mit der Ideengeschichte des Monströsen, welches sich beispielsweise in den Arbeiten von Étienne Geoffroy Saint-Hilaire (1772-1844) findet. In seiner Teratologie entwirft er eine Zoologie der normalen Lebewesen im Zustand idealtypischer Gattungsnormalität und stellt ihnen Störungen, monströse Abweichungen, Alterationen gegenüber.

Zwischen beidem, dem Normalen und dem Monströsen, gibt es allerdings keine Verbindungen oder Übergänge; vielmehr sie sind durch eine Mauer der Diskontinuität und Inhomogenität getrennt, d.h. eine Abweichung entsteht nicht durch ein kontinuierliches Hinübergleiten in einen substantiell identischen Zustand, sondern durch ein diskontinuierliches Hinüberspringen in eine gänzlich andere Gattung.

Das nicht-normale Anormale kann einerseits, im Sinne Saint-Hilaires, aus einem Sprung resultieren, einem diskontinuierlich-quer verlaufenden Bruch, andererseits aber auch als Metamorphose beobachtet werden, deren Produktivität sich weder vom Punkt ihres Anfangs noch ihres Endes bestimmen lässt. Nicht zuletzt bilden diskontinuierliche Anormalitäten die große Gruppe singulärer Vorfälle, die als nicht wiederholbare, nicht feststellbare Ereignisse ein epistemologisches Problem ersten Ranges darstellen. Ihre Geschichte ereignet sich vorzugsweise im Rücken der Modernisierung und ist gleichzeitig auf vielfältige Weise als Problemfall eingehakt in die sich herausbildende Kultur der Objektivität, in die Theorien wissenschaftlicher Beobachtung und des Experimentes, in die Systematisierungsarbeit der Klassifikation sowie in das Reglement einer Massenkultur.

Zum Eigensinn des Anormalen

Mit der Theoriefigur des diskontinuierlichen Anormalen ist ein Phänomenbereich des radikal Anderen angesprochen, eine Resistenzzone. Diese läuft zweifellos Gefahr, als substantialistischer Gegenstandsbereich missverstanden zu werden. [7] Ein erster Einwand gegen ein solches Missverständnis ist, dass Abweichung zwar als ein Effekt beschrieben werden kann, der sich ableitet aus und herstellt in Diskursen und medialen Praktiken, dabei jedoch stets konkrete Ansatzpunkte und Eigenheiten benötigt, um eben *als* Abweichung diskursiviert bzw. ästhetisiert werden zu können. [8] Oder anders gesagt: Anormale Phänomene sind mehr als bloße Oberflächen ohne Eigensinn, in die sich die jeweiligen Wahrheitsregime unterschiedslos einschreiben können. So geht es jenseits einer ontologischen Festschreibung von Anormalität darum, das medial-ästhetische Zusammenspiel zu beobachten von materialen bzw. empirisch erfahrbaren Tatbeständen des Anderen einerseits mit disziplinierenden, kontrollierenden und regulierenden Machtpraktiken andererseits. Die epistemologische Aufmerksamkeit richtet sich somit verstärkt auf das Widerständige, Widerspenstige

[7] Zweifellos hat die moderne Hirnforschung oder Molekularbiologie Vorstellungen davon entwickelt, was normal ist und was anormal. Die hier formulierte Perspektive zielt jedoch auf kulturelle Verfahren und mediale Ästhetisierungen in historischer Perspektive. Dieses Erkenntnisinteresse lässt sich nicht naturwissenschaftlich auflösen und wird von aktuellen Theorien zu Gehirnfunktionen und der biologischen Verfasstheit des menschlichen Geistes nicht berührt.

[8] Darauf hat in einem anderen Zusammenhang unlängst Anne Waldschmidt hingewiesen. In ihrer aktuellen Diskussion zu möglichen Verbindungen der Disability Studies mit dem Werk Michel Foucaults geht es um die Formulierung eines Konzepts von Behinderung, das Behinderung weder biologisch noch als rein diskursives Konstrukt bestimmt (Waldschmidt 2007a, 60).

und Unvorhergesehene, mit denen das Anormale in Erscheinung tritt, den Resistenzonen, die der Disziplinarmacht entgleiten, sich den Normalisierungsstrategien entziehen und sich nicht in Standardroutinen repräsentieren lassen.

Ästhetik und Medialität

Es ist ein entscheidender Gedanke Canguilhems, dass, „[d]amit in der Wissenschaftssprache überhaupt von Anomalie die Rede sein kann, [...] jemand zuvor in der – selbst wortlosen – Sprache des Lebendigen sich selber oder anderen als anormal erschienen sein“ müsse (Zit. nach Griesecke 2005, 98; Canguilhem 1966, 98). Wie aber ‚erscheint‘ etwas oder jemand sich als anormal? In dieser Formulierung erweist sich die Bestimmung des Anormalen als eine grundsätzliche Frage nach den ästhetischen Bedingungen und medialen Rahmenbedingungen anormaler Erfahrung bzw. der Erfahrung von Anormalität. Diese Erfahrung lässt sich unter zwei Gesichtspunkten untersuchen: zum einen, was sie veranlasst, zum anderen, wie von ihr berichtet wird. Der erste Punkt zielt auf eine Untersuchung der medialen Ermöglichungsformen (Pfeiffer 1999) und ästhetischen Inszenierungsmodelle anormaler Erfahrung, der zweite Aspekt richtet die Aufmerksamkeit auf die Prozesse der Repräsentationsbildung widerfahrener Anormalität. Letzteres ist mit der Exploration eines Transformationsprozesses verbunden, der Frage nämlich, wie aus einer pulsierenden, intimen Erfahrung eines Uneindeutigen, Unbegreiflichen oder Nicht-Feststellbaren das ‚Stilleben‘ einer Repräsentation entsteht. Hier ist ein Moment der Formung bzw. Medialisierung im Spiel, das die Anormalität phänomenal generiert bzw. als Abweichung gegen die erwarteten Parameter der Vermittlung wahrnehmbar werden lässt. Damit sind anormale Phänomene nicht nur *per se* eigensinnige Objekte, sondern konstitutiv mit einem Modus von Medialität verbunden, in und durch den sie überhaupt nur zum Vorschein kommen können. Das Anormale ist somit kein Ding an sich, das nur noch nicht in den Ordnungen der Norm und des Normalen verstanden worden ist, sondern eine Verschränkung von begrifflicher Unbestimmtheit und Medialisierungsprozessen, womit in systematischer Hinsicht der Einsatz von Ästhetik und Medientheorie in einer Epistemologie des Anderen präzise benannt wäre. Anormalität wird so fassbar als Theoriefigur des Exzeptionellen, die auf Fragen der Aisthesis wie auf medial-ästhetischen Vermittlungspraktiken beruht.

Anormalitätsphänomene also ereignen sich in ästhetischen Situationen. Letzteres bezeichnet einen zugleich komplexen wie flüssigen Prozess aus Wahrnehmungsvorgängen, somatischer Affizierung, Reflexion, Wissen, Können, Erinnern, Beobachten, Spüren, Teilhaben, Beeinflussen. Dieser „ästhetische Prozeß beginnt extrem offen und kristallisiert über ununterbrochene Versuche, Variationen, Filterungen, Selektionen [...] allmählich ästhetische Gestalten aus, sei's solche der Kunst oder der Erkenntnis“ (Böhme 2005) – oder eben des Neuen, Außerordentlichen, Inkommensurablen. Anormales unterhält somit eine besondere Beziehung zu den Zonen des Außersprachlichen, Nicht-Darstellbaren und Verweislosen, fällt es doch zunächst als Vorbegriffliches, Unscharfes und Unbestimmtes vor, dass sich nur in medialen Anordnungen als ästhetisches Phänomen ereignet. Statt einer oppositionellen Logik der Schließung, die Anormalität zugleich erst als das radikal Andere setzt, hat man es mit einem Model der Wechselverhältnisse zu tun, in dem Medialität und Ästhetik mit dem Vorfallenden, Sich-Ereignenden verbunden sind. Eine intensive Betrachtung der Differenzen dieser beiden Konzeptionen des Anormalen sollte, so steht zu vermuten, neue Wege öffnen, sich wissenschaftlich über das Andere der Ordnung zu verständigen.

Bibliographie

- Berz, P. (2002) *08/15. Ein Standard des 20. Jahrhunderts*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Böhme, H. (2005) Einführung in die Ästhetik. <http://www.culture.hu-berlin.de/hb/node/08/05/2013>
- Borck, C.; Hess, V.; Schmidgen, H. (eds.) (2005) *Maß und Eigensinn. Studien im Anschluß an Georges Canguilhem*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Borck, C.; Hess, V.; Schmidgen, H. (2005a) Einleitung. In: Dies. (eds.) *Maß und Eigensinn*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Broussais, F. J. V. (1828/1839) *De l'irritation et de la folie*. 2 Bde. Paris: Fayard.
- Canguilhem, G. (1974) *Das Normale und das Pathologische*. München: Carl Hanser Verlag [franz. 1966].
- Celestini, F. (2004) Kulturwissenschaftliche Ästhetik. In: List, E. (ed.) *Grundlagen der Kulturwissenschaften. Interdisziplinäre Kulturstudien*. Tübingen: Francke.
- Durkheim, É. (1897) *Le suicide: Étude de sociologie*. Paris: Alcan.
- Ewald, F. (1993) *Der Vorsorgestaat*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp [franz. 1986].

- Foucault, M. (1972) *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp [franz. 1961].
- Foucault, M. (1976) *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp [franz. 1975].
- Foucault, M. (2003) *Die Anormalen. Vorlesungen am Collège de France (1974-1975)*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Griesecke, B. (2005) Pathologische Sprachspiele? Zur Normalisierung von Rausch und Schmerz. In: Borck, C.; Hess, V.; Schmidgen, H. (eds.) *Maß und Eigensinn. Studien im Anschluss an Georges Canguilhem*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Hacking, I. (1975) *The Emergence of Probability*. New York u. a: Cambridge University Press.
- Hacking, I. (1990) *The Taming of Chance*. Cambridge u. a: Cambridge University Press.
- Harrasser, K.; Lethen, H.; Timm, E. (2009) *Sehnsucht nach Evidenz*. Bielefeld: transcript.
- Harrasser, K.; Lethen, H.; Timm, E. (2009a) Das Gewicht der Welt und die Entlarvung der Ideologie. Zur Einleitung. In: Dies. (eds.) *Sehnsucht nach Evidenz*. Bielefeld: transcript.
- Herrmann, B. (2007) *Zu einer Archäologie des (Post-)Humanen (1750-1820)*. Habilitationsschrift.
- Höcker, A.; Moser, J.; Weber, P. (2006) *Wissen. Erzählen. Narrative der Humanwissenschaft*. Bielefeld: transcript.
- Lepenes, W. (1976) *Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts*. München: Carl Hanser Verlag.
- Link, J. (1997) *Versuch über den Normalismus: wie Normalität produziert wird*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Link, J. (2002) Normal/Normalität/Normalismus. In: Barck, K. et al. (eds.) *Ästhetische Grundbegriffe: Historisches Wörterbuch in sieben Bänden*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Rolf, T. (1999) *Normalität. Ein philosophischer Grundbegriff des 20. Jahrhunderts*. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Pfeiffer, K. (1999) *Das Mediale und das Imaginäre. Dimensionen kulturanthropologischer Medientheorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ritter, H. (1984) Normal, Normalität. In: Ritter, H. (ed.) *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Basel: Schwabe.
- Sohn, W.; Mehrrens, H. (1999) *Normalität und Abweichung. Studien zur Theorie und Geschichte der Normalisierungsgesellschaft*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Tsouyopoulos, N. (1982) *Andreas Röschlaub und die romantische Medizin. Die philosophischen Grundlagen der modernen Medizin*. Stuttgart: Fischer.
- Veyne, P. (1990) *Geschichtsschreibung - Und was sie nicht ist*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp [frz.: *Comment on écrit l'histoire, essai d'épistémologie*. Paris 1971].
- Waldenfels, B. (1998) *Grenzen der Normalisierung. Studien zur Phänomenologie des Fremden*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Waldschmidt, A.; Schneider, W. (2007) *Disability Studies, Kultursoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*. Bielefeld: transcript.
- Waldschmidt, A. (2007a) Macht – Wissen – Körper. Anschlüsse an Michel Foucault in den Disability Studies. In: Dies.; Schneider, W. (eds.) *Disability Studies*. Bielefeld: transcript.